

*Katie Henry*

**GIDEON  
GREEN**

*Das Leben  
ist nicht  
schwarz-weiß*

  
*magellan*

*Katie Henry*

# GIDEON GREEN

*Das Leben ist nicht  
schwarz-weiß*

Aus dem Englischen von Anne Emmert



*Für Mom,  
die mir unzählige Geschichten vorlas  
und mir, als ich später selbst welche erzählte,  
immer zuhörte*

# *Inhalt*

## DISCLAIMER ZUM DISCLAIMER

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Kapitel 27

Kapitel 28

Kapitel 29

Danksagung

Geht los: Kapitel 1

## **DISCLAIMER ZUM DISCLAIMER**

Die folgende Warnung ist eine Parodie auf den Disclaimer »Alle Figuren sind frei erfunden«, der als juristische Standardformulierung aufkam, nachdem Prinzessin Irina Alexandrowna von Russland die Produktionsfirma MGM wegen der Darstellung ihrer Person in dem Film *Rasputin: Der Dämon Rußlands* aus dem Jahr 1932 erfolgreich verklagt hatte.

Auf weitere pädagogisch wertvolle Inhalte wird in diesem Buch verzichtet.

## **DISCLAIMER**

Diese Geschichte ist frei erfunden, wie du dir wahrscheinlich schon gedacht hast, als du dir das Buch in der Romanabteilung deiner Buchhandlung ausgesucht hast. Alle Figuren, Orte und Organisationen entspringen bis auf wenige der Fantasie der Autorin. Jede Ähnlichkeit mit wahren Ereignissen wäre reiner Zufall und wirklich ziemlich überraschend.

Die Ermittlungsmethoden der Teenager werden weder von der Autorin noch vom Journalistenverband noch von irgendeiner bekannten Rechtsordnung gutgeheißen und sollten deshalb nicht nachgeahmt werden. Ihr würdet dafür ins Gefängnis wandern.

# Kapitel 1

Die drittgrößte Tragödie meines Lebens ist, dass ich nicht in einem Film noir lebe.

Die zweitgrößte Tragödie meines Lebens ist, dass es noch vierhundertachtundneunzig Tage bis zu meinem achtzehnten Geburtstag sind, dass es also vierhundertachtundneunzig Tage dauert, bis ich aus San Miguel, Kalifornien wegkomme oder, genauer gesagt, aus der Presidio Highschool oder, allgemeiner gesprochen, aus der Warteschleife, in der mein Leben kreist.

Welche die größte Tragödie ist, tut nichts zur Sache, denn die geschah vor langer Zeit und ist weder interessant noch außergewöhnlich. Sie trifft viele Leute, und ich bleibe lieber bei den Punkten, in denen ich mich von anderen unterscheide.

Zwei Beispiele:

Alle anderen, die ich in der Mittagspause sehe, haben Shorts und T-Shirt an, ich trage einen Trenchcoat.

Alle anderen essen in der Gruppe, ich esse allein.

Aber das ist schon okay. Es ist sogar gut so, weil ich so in aller Ruhe nachdenken kann.

Zum Beispiel darüber, warum im Film noir nie einer sein Mittagessen aus einer braunen Papiertüte holt. Mir fällt kein einziger Film noir ein, in dem der Privatdetektiv ein Hühner-Focaccia-Sandwich gegessen hätte, und ich habe so gut wie alle Kriminalfilme aus den Dreißiger- und Vierzigerjahren gesehen. In einem Film noir geht auch keiner auf die Highschool, aber egal, wie oft ich Dad darum bitte: Er lässt mich die Schule nicht abbrechen. Deshalb sitze ich hier.

Wer sich eine Schulcafeteria vorstellt, in der ich mich zur Essensausgabe anstelle und die Tische für rivalisierende Cliques reserviert sind, liegt falsch. Das ist ein Klischee. Jedes Filmgenre hat seine Klischees, die garantiert auftauchen und die man auch erwartet – und gibt es im Teeniefilm ein verbreiteteres Klischee als Cliques in der Cafeteria?

Vielleicht schon. Ich schaue mir nicht so viele Teeniefilme an.

Aber wir sind in Südkalifornien. Nichts findet hier in Innenräumen statt, wenn es nicht unbedingt sein muss, und deshalb sind die Bänke und Metalltische draußen über den ganzen Schulhof verteilt. Alles hat hier reichlich Platz, egal ob Schnellstraßen oder Mittagstische. Und der einzige Mensch, der an einem bestimmten Tisch hängt, bin ich.

Da räuspert sich jemand. Erst jetzt merke ich, dass sich eine ganze Horde um meinen Tisch versammelt hat.

Das mit den Highschool-Cliquen ist, wie gesagt, ein Klischee, aber wenn ich dieser speziellen Gruppe einen Namen verpassen sollte, würde ich sie als »Elite-Uni-Überflieger« bezeichnen. Das sind die klassischen Streber, die alle möglichen Zusatzkurse belegen. Die würden dich mit bloßen Händen erwürgen, wenn sie sich damit in der Notenrangfolge einen Platz nach vorn schieben könnten. Vielleicht ist das auch unfair, denke ich, als ich ganz hinten Lily stehen sehe, die sich sichtlich unwohl fühlt. Aber nach allem, was sie mir angetan hat, vielleicht doch nicht.

Ganz vorne, so nah vor mir, dass ihre Beine meinen Tisch berühren, steht die Chefin der Gruppe, die sich geräuspert hat: Mia. Ich weiß nicht genau, auf welchem Platz meiner Tragödienliste sie rangiert, aber dass es Mia McElroy gibt, ist definitiv eine Tragödie.

Wenn mein Leben ein Film noir wäre, würde ich die Figur der Mia so beschreiben:

MIA MCELROY (w, 16), knallharte Superfrau  
mit Beinen bis zum Hals und Lippenstift,  
der zwei Rottöne dunkler ist als ihre  
Haare.

Aber wir sind hier in der Highschool und Mia ist nur ein Mädchen mit dem Charakter eines Piranha.

»Hi«, sagt Mia und zieht das Wort über fünf Sekunden, damit die versteckte Botschaft *Fick dich ins Knie* besser bei mir ankommt. »Wir brauchen den Tisch.«

Wer sich Mia in Cheerleader-Uniform vorstellt, liegt wieder daneben. Das ist auch nur so ein Klischee.

Sie räuspert sich noch mal. »Hast du gehört?«

»Ja.«



»Und?«

»Und ich sehe das anders.« Ich beiße von meinem Sandwich ab. »Ihr braucht den Tisch nicht.«

»Doch, wir brauchen ihn.«

»Man braucht ein Dach über dem Kopf. Man braucht etwas zu essen. Wollt ihr den Tisch etwa essen?«

»Oh mein Gott«, murmelt Mia.

»Mia«, höre ich Lily sagen, aber ich würdige sie keines Blickes. »Vielleicht könnten wir ...«

»Wir brauchen den Tisch, weil wir anders als du in der Mittagspause etwas zu erledigen haben«, sagt Mia. »Wir planen die Lebensmittelsammlung für die Tafel, aber dir ist die Tafel wahrscheinlich völlig egal, weil es dir gar nicht in den Schädel käme, für die Allgemeinheit oder für irgendjemandem außer dir auch nur einen Finger krumm zu machen.«

Ich deute auf den schwerfälligen Typ neben ihr – ihren Freund, sein Name fällt mir nicht mehr ein –, der gedankenverloren auf seinem Handy herumtippt. »Echt jetzt? *Der* engagiert sich für die Tafel?«

Mia sieht ihren Freund an. Als sie ihm auf den Arm klopft, erschrickt er sich zu Tode. »Wie wär's, wenn du dein Handy mal vergisst und dich um den hier kümmerst?«

Mias Freund steckt das Handy weg, als hätte er sich die Pfoten verbrannt. Sein Blick wandert von mir zu ihr. »Aber ... der sitzt doch nur da.«

»Ja genau«, sage ich. »Danke! Du bist wohl der Mann fürs Grobe?«

»Was?«, fragt er.

Lily beugt sich zu Mia vor. »Wir könnten uns doch auf den Rasen setzen. Wenn Gideon nicht wegwill ...«

Zum ersten Mal seit fünf Jahren hat Lily meinen Namen gesagt. Das wäre nichts Besonderes, hätte sie ihn nicht damals, als wir noch beste Freunde waren, jeden Tag ausgesprochen.

»Nein.« Mia verschränkt die Arme. »Wir brauchen eine feste Unterlage und wir brauchen Platz. Er nicht. Es gibt jede Menge anderer Tische, an die er sich setzen kann ...«

»Aber das ist mein Tisch«, sage ich.

»Kleinere Tische, Tische, die für eine Person genau richtig sind ...«

»Ich sitze immer an diesem Tisch.«

»... und die für Gideon völlig ausreichen würden, wenn er nicht so egoistisch wäre.«

Ich weiß nicht, was ich sonst noch sagen könnte. Ich habe mir diesen Tisch in der zweiten Woche der neunten Klasse ausgesucht und seither jeden Tag hier gegessen. Deshalb muss ich auch heute hier sitzen. Mir leuchtet das vollkommen ein, aber an der Art, wie mich alle anstarren, erkenne ich, dass sie es nicht verstehen.

»Was stellst du dich so bescheuert an!«, schnauzt Mia. »Setz dich doch einfach an einen anderen Tisch.«

»Ich bin nicht bescheuert.«

»Was denn sonst?« Sie deutet mit großer Geste auf meine gesamte Erscheinung. »Wer zur Hölle rennt schon bei über sechsundzwanzig Grad mit Jacke herum?«

»Das ist ein Trenchcoat. Ich trage immer einen Trenchcoat.« Keine Reaktion. »Früher haben die Leute dauernd so was getragen. Und einen Fedora, das ist ein Filzhut mit breiter Krempe, falls du das nicht weißt. Und Schuhe, die nicht aus Plastik waren.« Damit mache ich es nicht besser, aber jetzt kann ich nicht mehr aufhören. »Wenn Leute aus den Dreißiger- oder Vierzigerjahren sehen könnten, was du anhast, würden sie dich für bescheuert halten, nicht mich.«

»Wow. Du bist also immer noch auf dem Trip.« Sie lächelt, ohne die Zähne zu zeigen. »Du spielst immer noch Detektiv.«

Ich habe nicht Detektiv gespielt. Ich war einer. Betonung auf *war*.

»Ich bin kein Detektiv.«

»Das ist ja fast schon rührend«, fährt sie fort, »wie begeistert du dabei bist. Aber nur fast.«

»Warum fragst du nicht einfach jemand anders, ob er dir seinen Tisch abtritt, Mia?«

»Weil du als Einziger allein hier sitzt.«

»Ich esse immer allein.«

»Stimmt.« Mia durchbohrt mich mit ihrem stechenden Blick. »Hast du dich schon mal gefragt, *warum*?«

Ohne diese Frage würde ich es vielleicht gut sein lassen. Oder wenn es jemand anders gesagt hätte. Aber nach allem, was sie mir angetan haben – einschließlich Mia, ja, Mia ganz besonders –, sprudeln die Worte aus meinem Mund, ehe ich es verhindern kann.

»Dein Freund geht fremd.«

Mias Augen treten fast aus ihren Höhlen. Dem besagten Freund klappt die Kinnlade runter.

»Wie bitte?«, sagt sie.

»Oh.« Ich blinzle sie an. »Er hat was mit einer anderen am Laufen.«

Sie stützt beide Hände auf meinen Tisch. »Was zum Teufel hast du eigentlich für ein Problem, Gideon?«

»Das ist nicht mein Problem«, sage ich. »Es ist dein Problem. Deins und ...« Ich wende mich an ihren Freund, der den Mund noch nicht zugemacht hat. »Tut mir leid, mir fällt dein Name nicht ein. Colton, Ashton, Braxton ...«

»Matt«, sagt er.

Na gut, das war ziemlich weit daneben.

»Matt«, wiederhole ich, »es tut mir leid, dass ich dir das antun muss – na ja, so leid auch wieder nicht, immerhin gehst du ja wirklich fremd.« Ich hole tief Luft. »Hast du gesehen«, frage ich Mia, »wie hektisch er wurde, als du ihn gerade angesprochen hast? Ich wette, das kommt in letzter Zeit öfter vor. Stimmt's, Mia? Ist er öfter so schreckhaft?«

Matts Telefon klingelt in seiner Tasche. Nur einmal, ein hoher melodischer Klingelton. Er ignoriert ihn. »Und siehst du, das ist doch auch interessant«, sage ich. »Das war nicht der Standard-Klingelton. Nimm es mir nicht übel, Matt, aber du siehst mir eigentlich mehr nach Standard aus.«

»Mann«, sagt er. »Mach das nicht.«

»Mach was nicht, Matt?«, blafft Mia ihn an.

»Ich wette, er hat für einen Kontakt einen speziellen Klingelton eingestellt«, sage ich. »Für einen ganz besonderen Kontakt.«

»Gib mir dein Handy«, sagt Mia. »Ich will dein Handy sehen.«

»Was? Nein!« Matt legt schützend die Hand auf seine Hosentasche.

»Ich will nur dein Handy sehen«, wiederholt sie in gefährlich ruhigem Ton. »Warum kann ich dein Handy nicht sehen?«

»Du brauchst sein Handy nicht«, versichere ich ihr. »Es gibt noch andere Indizien.«

Matt wirft entnervt die Hände in die Luft. »Indizien? Das ist doch alles Quatsch!«

Ich deute auf Matts Gesicht. »Er versucht, sich einen Bart wachsen zu lassen. Siehst du das? Ich meine, es klappt nicht so richtig, aber ...

Stehst du überhaupt auf Bärte, Mia? Ich wette, nicht. Für wen macht er das dann wohl, was meinst du?«

»Das Rasieren schadet meiner Haut!«, wendet Matt ein.

»Seine Klamotten sind auch neu, als wollte er bei jemandem Eindruck machen.« Ich deute auf Matts Hosen. »Er hat vergessen, das Größenschild zu entfernen.«

Matt schaut auf seine Jeans hinunter, flucht und reißt das Klebeetikett ab.

»Was soll das, verdammt noch mal?«, brüllt Mia ihn an, zeigt dabei aber auf mich. »Hat das kleine Arschloch etwa recht?«

Mit einem Meter siebenundsechzig habe ich genau die Durchschnittsgröße aller Sechzehnjährigen in den USA, aber das will Mia in ihrem mentalen Zustand wahrscheinlich nicht hören.

»Baby, natürlich nicht«, sagt Matt sanft.

»Es ist Ava Clark, stimmt's?«

»Trägt Ava Clark rosa Lipgloss?« Die beiden starren mich sprachlos an. »So einen Pfirsichton, relativ neutral, mit etwas Glitter?«

»Warum?« Mia schnaubt vor Wut. »Warum, Gideon?«

»Ach, nur so.« Ich deute auf meinen Hemdkragen. »Der Fleck da auf seinem Kragen.«

Mia schaut nach. Findet ihn. Und dann explodiert sie und ihre flammende Empörung ergießt sich wie vulkanische Lava über den grünen Campus.

»Was ist das, Matt?«, schreit sie. »Von wem ist das?« Sie deutet auf ihre roten Lippen. »Von mir jedenfalls nicht!«

»Mia.« Sein Blick huscht über die Schülerschar, die sich um uns herum versammelt hat. »Ich kann das erklären.« Sie wartet. Er überlegt, dann sagt er: »Wusstest du, dass der Mensch von Natur aus gar nicht monogam ist?«

Der Mann fürs Grobe: hat direkt reingelangt.

»Ich glaub's nicht!«, schreit sie ihn an. »Du ... du gehst echt fremd!«

»Ja stimmt.« Ich beuge mich vor und lächle sie an. »Hast du dich schon mal gefragt, warum?«

Eine Sekunde lang sieht Mia aus, als wollte sie mir eine knallen.

Dann knallt sie mir eine.

## Kapitel 2

Mr Wallace wäre ein grauenhafter Detektiv.

Da er Direktor geworden ist, spielt es für ihn keine große Rolle, aber ein Detektiv muss gut organisiert sein. Auf keinen Fall darf er jeden Zentimeter seines Schreibtisches mit Papier zupflastern und die Aktenordner vor den Fenstern stapeln. Wie soll man irgendwelchen Hinweisen nachgehen, wenn man nicht einmal einen Stift finden kann?

Ein weiterer Grund, warum er kein guter Detektiv wäre: Er hat keine Ahnung, wie man eine Vernehmung führt. Bisher hat er mir noch nicht eine einzige Frage gestellt, und mein Stuhl ist ziemlich bequem, hat sogar ein Kissen. Mr Wallace beherrscht offenbar nicht einmal die Grundlagen.

Vielleicht ist es auch gar keine Vernehmung. Sollte es auch nicht sein, es war ja nicht meine Schuld.

Mr Wallace tippt noch etwas in seinen Computer, ehe er den Kopf hinter dem Bildschirm hervorreckt und mich ansieht.

»Gideon ...?«

»Green.«

Er tippt weiter. Dann rollt er mit dem Bürostuhl zur Seite, sodass wir uns Auge in Auge gegenüber sitzen.

»Habe ich dich schon mal gesehen?«, fragt er.

Eines mag ich am Film noir besonders: Der Hintergrund ist nicht verschwommen. In den meisten klassischen Filmgenres stellt die Kamera nur die Personen im Vordergrund scharf und fängt ein, was sie sagen, tun oder fühlen. Alles, was sich im Hintergrund befindet, bleibt verwaschen und verschwommen. Im Film noir sind auch die Leute im Hintergrund scharf. Auch sie sind wichtig.

Bis heute sind in vielen Filmen die Leute im Hintergrund nur undeutlich zu sehen. Wie im echten Leben.

»Habe ich?«, hakt Mr Wallace nach. »Dich schon mal in meinem Büro gesehen?«

Ich schüttele den Kopf.

»Dein Name kommt mir so bekannt vor«, sagt er. »Gideon Green.«

Ich zucke mit den Schultern. Er faltet die Hände auf dem Tisch.

»Na gut. Kannst du mir sagen, was in der Mittagspause passiert ist?«

»Ich habe Mia gesagt, dass ihr Freund fremdgeht. Und dann hat sie mir eine reingehauen.« Ich halte kurz inne. »Und dann hat ihr Freund sie weggezogen und sie hat ihn angeschrien. Ich meine, sie hat die ganze Zeit geschrien, aber dann hat sie noch lauter geschrien. Und dann hat er zurückgeschrien, und dann hat Mia gesagt, Ava Clark wäre eine beknackte Abrissbirne, was nicht ganz stimmt, weil Mias Haus ja noch steht.«

»Na gut. Tja ...«

»Schließlich wohnt sie zu Hause und nicht bei ihrem Freund. Ex-Freund. Da kann man Ava Clark ja wohl nicht als Abrissbirne bezeichnen, das wollte ich damit nur sagen.«

An seinem starren Blick kann ich ablesen, dass ich ins Fettnäpfchen getreten bin. »Nach der Mittagspause bin ich in den Chemiesaal gegangen«, füge ich hinzu. »Und dann kam Ihre Sekretärin und hat mich geholt und da sind wir nun.«

»Hast du ...« Er scannt mein Gesicht, sucht nach etwas, kann es aber nicht finden. »Welche Gedanken hast du zu dem, was heute passiert ist?«

»Der durchschnittliche Mensch hat pro Minute etwa neunundvierzig Gedanken«, sage ich. »Aber ich bin mir ziemlich sicher, dass es bei mir mehr sind, deshalb ...«

Er scannt mich noch einmal. »Ich meine, fühlst du dich verantwortlich für das, was in der Mittagspause passiert ist?«

Ich schnaube. »*Ich* habe Mia jedenfalls nicht betrogen.«

»Findest du nicht, es war grausam?«, fragt er. »Mia das so mitzuteilen? Sie vor versammelter Mannschaft zu blamieren?«

Ich frage mich, ob es ihm überhaupt in den Sinn kommt, dass auch sie grausam gewesen sein könnte. Auch eine Klassensprecherin und angehende Jahrgangsbeste kann die Hölle auf zwei Beinen sein.

Aber er kennt Mia. Er mag sie. Und mich hat er noch nie gesehen.

»Wissen Sie«, sage ich, »immerhin hat sie mich geschlagen.«

Seinem Blick nach zu urteilen, findet er, ich hätte es nicht anders verdient. Und vielleicht stimmt das auch. Aber nur, was meine letzte Bemerkung anging. Nicht weil ich Mia die Wahrheit gesteckt habe. Das

ist schließlich die Aufgabe eines Detektivs: den Leuten die Wahrheit zu sagen, auch wenn sie sie nicht hören wollen.

Ich bin zwar kein Detektiv mehr, aber die Wahrheit ist mir immer noch wichtig.

»Mia war ... reumütig«, sagt er. »Wegen der Ohrfeige.«

Oh bitte. Das Wort »reumütig« kennt Mia McElroy nur aus dem Vokabular für den Uni-Aufnahmetest.

»Aber offenbar beschäftigt es sie, dass das bei dir Methode hat.«

»Methode?«

»Sie sagte ...« Er sieht in seinen Notizen nach. »Gideon hält sich für so eine Art Sherlock Holmes, dabei hat er mit Sherlock Holmes nur gemeinsam, dass er auch ein hochintelligenter Soziopath ist.«

In dieses Thema wollte ich eigentlich nicht einsteigen, aber Mia hat natürlich dafür gesorgt, dass mir nichts anderes übrig bleibt. »Sie meint meine Detektivarbeit.«

Bei diesen Worten schießen seine Augenbrauen Richtung Himmel. »Wie bitte, du bist ... Detektiv?«

Er verwendet die falsche Zeitstufe. Genau wie Mia.

»Ich *war* Detektiv. Jetzt nicht mehr.« Ich verschränke die Arme. »Ich habe mich zur Ruhe gesetzt.«

Die »Green-Privatdetektei« hatte ich in den Sommerferien nach der vierten Klasse gegründet. Ich besaß ein Schild und ein Büro mit allem Drum und Dran. Eigentlich wollte ich mir eine richtige Lizenz besorgen, wie Dad sie für seine Restaurants hat – sein erstes wurde damals gerade eröffnet –, aber er meinte, das Amt würde mir im Leben keine erteilen.

Ich berechnete meinen Klienten einen Dollar plus Provision, falls ich etwas Wertvolles zutage förderte. Meist geschah das nicht. Meistens ging es um Liebeskram und Jennie Burkes schäbiger Stoffhase war auch nicht gerade hoch versichert. Aber ich weiß noch, wie sie mir die Arme um die Taille schlang, als ich ihn ihr zurückbrachte.

Ich spürte jede Menge verlorener Spielsachen auf. Vermisste Fahrräder, gestohlene Gamecontroller und solche Sachen. Fand heraus, wer anderen Zettel mit fiesen Sprüchen auf den Tisch gelegt oder wer das Waschbecken im Schulklo geflutet hatte oder beim UNO schummelte. Und dann ...

»Warte mal.« Mr Wallaces Gesicht hellt sich auf. »Ich erinnere mich an dich.«

Alle Sehnen meines Körpers spannen sich gleichzeitig. Er erinnert sich nicht an *mich*. Er erinnert sich an etwas, das ich mit zehn Jahren getan habe – aber auch nur, wenn ich Glück habe.

»Gideon Green, ich wusste doch, der Name kommt mir bekannt vor«, sagt er langsam, als würde ihm alles scheinbar wieder einfallen. »Du warst in den Nachrichten. Vor fünf Jahren oder so? Man hatte einer Frau die Halskette gestohlen und du hast die Polizei zum Täter geführt. Das warst du doch?«

»Es war ein Set, Halskette und Ohrringe.«

»Und die Polizei hat eine Art Feier für dich veranstaltet, stimmt's? Die haben dir eine Medaille verliehen und der Polizeichef hat dir die Hand geschüttelt und du warst im örtlichen Fernsehen. Meine Frau hat den Beitrag aufgenommen, weil sie das Ganze so niedlich fand.«

Das ist doch genau, was sich jeder Detektiv wünscht. Dass die Leute ihn bewundern.

Er hält inne. Runzelt die Stirn. »Oder ... warst du vielleicht zweimal in den Nachrichten? Einmal mit der Medaille und später noch einmal ...«

»Nein«, unterbreche ich ihn. »Nur einmal.«

Bewunderung kann sich innerhalb von Sekunden ins Gegenteil verwandeln.

Doch da er nickt, nehme ich an, dass er mir glaubt. Noch ein Grund, warum Mr Wallace einen schlechten Detektiv abgab: Er hat ein grottenschlechtes Gedächtnis. Ich wünschte, das wäre bei allen so.

»Wann hast du denn damit aufgehört?«, fragt er.

Ich hole tief Luft, ehe ich antworte. »In der Mittelschule.«

Für mich war das Ende völlig unerwartet gekommen. Dabei hätte ich es wissen müssen, als in den Sommerferien zwischen der sechsten und siebten Klasse keine Kundschaft mehr kam. Tag für Tag hockten Lily und ich in Dads Garage und schmorten in der Hitze, bis Lily mich zwang, mit zu ihr nach Hause zu gehen, wo es wenigstens eine Klimaanlage gab.

»Was ist passiert?«, fragte ich sie. »Warum kommt keiner mehr?«

»Ich weiß es nicht, Gideon«, sagte sie. Aber sie wusste es.

Folgendes war passiert: Die Pubertät hatte alle anderen getroffen wie der Blitz und ich hatte es nicht einmal bemerkt. Wenn Lily mir erzählte,



wer wen geküsst und wer mit wem Schluss gemacht hatte, hörte ich ihr nicht zu. Oder wahrscheinlich begriff ich einfach nicht, was es bedeutete.

In diesem August fuhr Lily ins Ferienlager. Wir hatten seit dem achten Lebensjahr die Sommerferien zusammen verbracht, aber die anderen Mädchen führen auch alle. Als Lily zurückkam, trug sie neue Klamotten, reckte die Brust raus und sah mich mit einem Blick an, der Welten weit weg war.

Von da an hatte sie jede Menge Ausreden parat, warum sie nicht zu mir kommen konnte. Als die siebte Klasse begann – die Mittelschule war für mich ein Wirrwarr aus neuen Gebäuden, neuen Lehrern und dreimal so vielen Kids wie in der Grundschule –, mied sie meinen Blick und machte sich aus dem Staub, sobald es klingelte. Wenn ich in den Schulhof kam, saß sie schon mit einer Horde Mädchen zusammen, die mich, wenn ich ihnen zu nahe kam, mit Blicken erdolchten.

Schließlich kümmerte sich Mia darum. Und sie ging, typisch Mia, mit dem Feinsinn und Gespür einer Handgranate vor.

Sie stellte mich an meinen Spind. »Du kapiert es wohl nicht?«, keifte sie. »Lily will nicht mehr mit dir abhängen, also hör auf, uns auf die Pelle zu rücken.«

»Aber sie ist meine beste Freundin«, widersprach ich. »Warum will sie denn nicht ...?«

Mias Blick wanderte von meinem Secondhand-Fedora, zu den Dashiell-Hammett-Krimis, die meinen Schrank verstopften. »Ja, das ist echt ein Rätsel, was?«

Seither habe ich kein Wort mehr mit Lily gewechselt.

Das war nicht die größte Tragödie meines Lebens. Tragödien sind schlimme Sachen, die passieren, ohne dass jemand daran schuld wäre. Deswegen sind sie auch so tragisch.

Dies aber war offener Verrat.

Mr Wallace schiebt Papiere auf seinem Schreibtisch hin und her und beobachtet mich aus dem Augenwinkel. Wahrscheinlich habe ich zu lange nichts gesagt. Wahrscheinlich hätte ich etwas sagen sollen, obwohl ich nichts zu sagen hatte.

»Tja. Das, was da heute passiert ist, war natürlich ... unglücklich«, sagt Mr Wallace.

»Es tut mir leid«, sage ich. Ein bisschen stimmt das auch. »Ich habe nicht geahnt, dass Mia dermaßen ausflippen würde.« Das stimmt

definitiv.

»Vielleicht könntet ihr beiden euch aussprechen«, sagt er hoffnungsvoll. »Wir könnten für dich und Mia eine Mediation organisieren, damit ihr wieder Freunde werdet.«

»Hätten wir dafür nicht schon mal Freunde sein müssen?«

Er schließt die Augen. Seufzt. Öffnet sie wieder. »Am besten ... behältst du deine Erkenntnisse in Zukunft einfach für dich.«

Ich nicke. »Okay.«

Er steht auf, bringt mich zur Tür und deutet hinaus in den leeren Flur. »Ich hoffe aufrichtig, dass ich dich nie wieder hier sehe.«

Wird er nicht. Ich weiß ja, was ich bin: eine verschwommene Gestalt im Hintergrund.

San Miguel ist wie viele andere Städte im San Diego County keine richtige Stadt.

Ich meine, genau genommen, ist es schon eine. An der Autobahn steht ein Schild »Willkommen in San Miguel« und es gibt einen Eintrag auf Wikipedia. Aber es ist eben keine echte Großstadt mit Hochhäusern, U-Bahn-Stationen und dunklen Gassen. Es ist eine mittelgroße Schlafstadt, die nicht nah genug am Meer liegt, als dass sie einen eigenen Strand hätte.

Dad sagt, ich wüsste gar nicht, was für ein Glück wir haben, hier zu leben. Klar, das Wetter ist perfekt, die Lebensmittel sind frisch und die Gehwege wie geleckt, aber – muss man erst jemand umbringen, damit hier mal was los ist?

Unser Wohnviertel hat einen großen Vorteil: Ich kann zu Fuß in die Schule gehen. Klar, morgens muss ich einen gigantischen Berg hoch, aber immerhin komme ich jeden Tag allein nach Hause, ohne dass ich mich abholen lassen oder wie ein lebensmüder Waschbär über die Autobahn flitzen muss. Das ist schon fast wie ein Sechser im Lotto.

Zu Hause angekommen, hänge ich in der Küche den Schlüssel an den Haken über dem Telefon. Wir sind bestimmt die einzigen Menschen unter achtzig, die noch einen Festnetzanschluss haben, und Anrufe bekommen wir nur noch von Telefonverkäufern und meiner Oma Felicitas. Da sie sich aber weigert, eine neue Telefonnummer auswendig zu lernen, kann mein Dad das Telefon nicht abmelden.

Ich gehe schnurstracks in mein Zimmer, schließe möglichst leise die Tür hinter mir, schleudere meine Schuhe auf den Schuhfriedhof unter dem Bett und setze den Rucksack neben dem Nachttisch ab. Neben mir höre ich ein Rascheln, gefolgt von einem wütenden Fiepen, und mein Chinchilla beißt in die Gitterstäbe seines Geheges.

»Okay, Asta, du darfst raus.« Ich öffne die Tür und schnappe ihn mir. »Du brauchst gar nicht so ein Geschrei machen.«

Asta beißt wieder zu, diesmal in meinen Finger.

Ich lege mich aufs Bett und setze mir Asta auf die Brust, wo er sich zusammenrollt. Die vier Wände meines Zimmers sind bis auf den letzten Zentimeter mit Postern meiner Lieblingsfilme zugemalt. Dad sagt immer, er versteht nicht, wie ich mich entspannen kann, wenn mich so viele Typen mit Fedora und Pistole anstarren. Und ich antworte, ich verstehe ja auch nicht, was am Joggen entspannend sein soll, meckere aber nicht daran herum.

Die Wahrheit ist, dass ich nirgendwo in der Welt entspannter bin als hier. Draußen ist es heiß, in meinem Zimmer dagegen dunkel und kühl. Acht Stunden Schule sind hart, Aastas Fell dagegen ist weich unter meinen Fingerspitzen. Alles, was ich mag, und alles, was ich brauche, habe ich in diesem winzigen Raum, der nur mir gehört.

Es klopft an der Tür. Ehe ich »Komm rein« sagen kann, hat Dad sie schon geöffnet und steht im Türrahmen.

»Hey, Kiddo«, sagt er.

»Hey«, sage ich, sehe aber weiter Asta an, während ich mich für den Rest unseres täglichen Zwei-Minuten-Gesprächs wappne. Er wird sagen: *Wie war's in der Schule?* Und ich werde sagen: *Wie war's gestern Abend?* Und er wird sagen: *Ach, du weißt schon.* Und ich werde nicken, als wüsste ich Bescheid.

Es macht viel Arbeit, ein neues Restaurant aus dem Boden zu stampfen, das weiß ich, weil es nicht das erste Mal ist, aber diesmal wirkt Dad erschöpfter. Wenn ich ihn überhaupt zu Gesicht bekomme. Und das geschieht nicht allzu häufig, denn wenn Dad nachts nach Hause kommt – nachdem die letzten Gäste ihre Rechnung bezahlt haben, die Küche geputzt und das Personal gegangen ist –, schlafe ich schon. Und wenn ich morgens in die Schule gehe, schläft er.

Das war nicht immer so. Früher blieb Dad öfter zu Hause, und ich verbrachte mehr Zeit im Restaurant, seinem ersten, in dem es Burger

gab, nicht in dem neuen, das für Kinder rein gar nichts auf der Karte hat. Als Kind war ich gern in Dads Restaurant. Die College-Studentinnen, die dort bedienten, brachten mir immer heimlich Nachtisch. Das war Welten besser als bei einem Babysitter oder in der Nachmittagsbetreuung meiner Schule. Ich fühlte mich dort zu Hause.

Aber ich bin kein Kind mehr, und deshalb habe ich nur noch das Gefühl, im Weg zu sein.

Dad kommt ins Zimmer und schiebt mit einem seiner klobigen, rutschfesten Clogs meinen Rucksack zur Seite.

»Kannst du Asta mal in den Käfig setzen? Ich möchte mit dir reden.«

»Das ist kein Käfig«, sage ich und setze Asta hinein. »Das ist ein Gehege.«

Dad schüttelt den Kopf. Ein Käfig ist etwas, in dem man gegen seinen Willen gefangen ist. Ein Gehege ist ein Lebensraum, in dem man alles hat, was man braucht. In dem man zu Hause ist.

»Ich bin auf dem Weg ins Verde, für den Abendservice.«

»Okay«, sage ich, meine aber: *Ach was?*

»Was willst du zu Abend essen? Es ist jede Menge im Kühlschrank.« Er zählt mit den Fingern ab. »Eine Portion Hühnerragout, eine Viertel Quiche ... und einmal Wolfsbarsch.«

»Ist das ein Tier oder ein Fisch?«

»Fische sind Tiere.«

Das heißt, es ist Fisch. »Vielleicht mache ich mir ein paar Pommes.«

Er verzieht den Mund.

»Die Leute zahlen für meinen Wolfsbarsch gutes Geld«, sagt er, »und du isst lieber Pommes aus der Gefriertruhe.«

*Ich bin froh, dass sie zahlen. Ich wohne gern in einem Haus, würde ich am liebsten sagen. Aber ich mag keinen Fisch. Du weißt doch, dass ich keinen Fisch mag. Aber ich sage besser nichts.*

Dad hüstelt. »Pommes und ...?«

»Nur Pommes.«

»Iss Gemüse dazu.«

»Genau genommen«, erkläre ich, »ist eine Kartoffel ...«

»Du machst mich fertig«, sagt er. »Grünes Gemüse, meine ich.«

Ich nicke, als würde ich darüber nachdenken – was nicht stimmt –, aber er starrt mich weiter an. Ich starre zurück und überlege, was er von

mir erwartet. Dann wendet er den Blick ab. Atmet einmal tief durch die Nase ein.

»Gideon ...«

»Was?«, frage ich misstrauisch, denn wenn er das macht – wenn er meinen Namen zu einem gigantischen Seufzer dehnt –, entwickelt sich das Gespräch selten zu meinen Gunsten.

»Hast du das nicht bald mal satt?« Ich sage nichts, weil ich nicht weiß, was er meint. Er deutet rundherum auf mein Zimmer, bis sein Zeigefinger auf mir ruht. »Jeden Nachmittag dasselbe.«

Ich mag das, immer dasselbe.

»Du verkriechst dich in diesem Zimmer ...«

Ich mag mein Zimmer.

»Ziehst die Vorhänge zu ...«

Er tut so, als wäre ich ein Vampir, dabei hat das nur praktische Gründe. »Es muss dunkel sein, sonst kann ich keine ...«

»... Filme sehen«, unterbricht er mich. Er klingt, als hätte er gerade einen Marathon hinter sich gebracht. »Ja, ich weiß, deine Filme. Schau mal, ich würde ja auch gar nichts sagen, wenn es andere Filme wären. Wenn du ... keine Ahnung ... sämtliche Kultfilme der Filmgeschichte anschauen würdest. Wenn du dich auf die Filmakademie vorbereiten würdest oder so. Aber du guckst jeden Tag dieselben Filme.«

»Ich sehe immer einen nach dem anderen.«

»Es ist entweder der mit dem Tankstellenbesitzer, der nach Mexiko geht ...«

»*Goldenes Gift*.«

»Oder der, in dem ein Versicherungsvertreter einen Mann erwürgt und das Mädchen mit dem hässlichen Pony ...«

»*Frau ohne Gewissen* und er bricht ihm das Genick.«

»Will sagen: Es ist immer dieselbe Leier. Du musst da mal raus.«

Für den einen ist es immer dieselbe Leier, für den anderen Routine. Und an Routine gibt es nichts auszusetzen.

»Meinetwegen. Na gut, ich schau mir einen neuen Film an.«

»Ich meinte das wörtlich: Du musst mal raus.«

Das funktionierte nicht, als er mich mit zwölf zu einem Sportferienlager anmeldete (Baseball + mieses Ballgefühl = gebrochene Nase), und es funktionierte auch nicht, als er mich mit vierzehn jeden Nachmittag in den Hof aussperrte (Sommer in der Wüste + kein Schatten

= Sonnenstich). Ich frage mich, was er diesmal vorhat. Und was ich mir dabei einfange.

»Du könntest mitkommen und bei mir arbeiten«, schlägt er vor. »In deinem Alter hatte ich auch meinen ersten Küchenjob.«

Das ist schlimmer als eine gebrochene Nase. »In der Küche?«

In der Küche ist es laut, heiß und chaotisch, die Leute schreien Bestellungen und rennen umeinander herum und es sind immer zehn Kochplatten auf einmal an. Ich kann mir keinen Ort vorstellen, an dem ich weniger gern wäre.

»Oder als Bedienung«, sagt er. »Du würdest gutes Trinkgeld bekommen.«

*Kennt* er mich überhaupt? Eine Bedienung muss freundlich bleiben, auch wenn die Leute unhöflich sind. Man muss sich für Dinge entschuldigen, für die man nichts kann. Mit Ehrlichkeit bekommt man kein gutes Trinkgeld.

Während Dad mich mustert, frage ich mich, inwieweit das Bild, das er von mir hat, der Realität entspricht, und inwieweit es auf Wunschdenken beruht.

»Na gut«, sagt er achselzuckend. »Ich dachte, ich erleichtere dir die Sache, aber wenn du dir selbst etwas suchen willst, ist das auch okay.«

»Wie meinst du das, etwas suchen?«

»Ich meine, du sollst eine Beschäftigung finden, die dich aus diesem dunklen kleinen Zimmer herausholt. Einen Job, einen Sport, ein Hobby – wie du willst. Wenn du nichts findest, kommst du mit mir ins Restaurant. Verstanden?«

»Aber ...«

»Nein«, sagt er. »Ob du verstanden hast, habe ich gefragt.«

Wenn ich Ja sage, hat er gewonnen, wenn ich Nein sage, wird er immer weiterreden. Also werfe ich ungeduldig die Arme in die Luft und rufe: »Das ist so was von unfair!«

»Dieses eine Mal würde ich gern ein einfaches ›Ja‹ von dir hören, Gideon.« Er schaut auf die Uhr. »Wir sehen uns morgen. Leg nicht das Haus in Schutt und Asche.«

Das ist erst ein Mal passiert und es war nur der Herd. Hat Dad mich je dafür gelobt, wie gut ich das mit dem Feuerlöscher hingekriegt habe? Nein, hat er nicht.

Er geht hinaus, ohne die Tür zu schließen, und ich höre seine Schritte im Flur, das Klimpern der Autoschlüssel und die Haustür, die hinter ihm ins Schloss fällt.

Als ich sicher bin, dass er weg ist, stehe ich auf und knalle die Zimmertür zu. Danach geht es mir auch nicht besser. Bei Dad läuft es immer auf dasselbe hinaus: Was er mag, mag ich nicht, und irgendwie bedeutet das für ihn, dass mit dem, was ich mag, etwas nicht stimmen kann.

Früher hat ihm das nicht so viel ausgemacht. Als ich in der ersten Klasse jeden Abend Nudeln mit Butter essen wollte, nahm er es hin, dass wir womöglich nie denselben Geschmack haben würden. Als es sich herausstellte, dass ich nicht schlägerschwingend um mein Leben rennen konnte, nahm er es hin, dass ich nie wie er zum Kapitän des Baseballteams aufsteigen würde. Aber je älter ich werde, desto mehr Unterschiede werden sichtbar. Das ist wie mit den Mehlsäcken, die ich ihm ins Restaurant tragen helfe. Wenn man einen nach dem anderen nimmt, kann man es schaffen. Aber wenn man sich alle auf einmal auflädt, bricht man darunter zusammen.

Es schellt an der Tür. Ich stehe nicht gleich auf, weil der Postbote manchmal klingelt, wenn er ein Päckchen vor der Tür ablegt. Als es noch einmal klingelt, nehme ich an, dass Dad seine Schlüssel oder das Handy vergessen hat. Oder ihm noch eine Charakterschwäche eingefallen ist, die er mir aufs Brot schmieren will.

Während ich zur Tür gehe, klingelt es ein drittes Mal.

»Gott, ja«, sage ich, während ich die Klinke drücke. »Immer mit der ...«

Doch als ich öffne, bleibt mir der Rest des Satzes im Hals stecken.

Denn vor mir steht nicht Dad.

Es ist Lily.

## Kapitel 3

Das Erste, was Lily sagt, ist: »Ich brauche deine Hilfe.«

Dann sagt sie: »Oh Gott, das war nicht der Plan.«

Ehe mein Gehirn meine Stimmbänder einholen kann, begräbt sie mich unter einer Wortlawine. »Ich habe einen Plan gemacht, weil ich ja immer alles plane. Als du die Tür aufgemacht hast, wollte ich ›Hi‹ sagen, und dann hättest du ›Hi‹ gesagt, und ich hätte gefragt, ob ich reinkommen kann, und die Sache mit der Hilfe wäre erst viel später gekommen.«

Sie holt Luft. Ich packe die Gelegenheit beim Schopf.

»Willst du?«, frage ich.

Sie blinzelt. »Will ich was?«

Ich trete zur Seite. »Reinkommen?«

»Oh. Ja.«

Im Flur dreht sie sich einmal im Kreis.

»Wow«, sagt sie, während ich die Tür hinter uns schließe. »Ich war schon ewig nicht mehr hier.«

Mein Nacken verspannt sich, und ich drehe mich zu ihr um, sodass wir uns direkt gegenüberstehen. »Und wer ist daran schuld?«

Ihr Blick wird weich und traurig. »Ich wollte nicht ...«

»Schon gut.«

»Ich wollte nur sagen ...«

»Möchtest du etwas trinken?«, unterbreche ich sie wieder. »Wasser oder ...?«

Lily wirkt erleichtert. Wahrscheinlich hat sie vergessen, was sie sagen wollte. »Wasser wäre toll. Danke.«

Ich deute auf den Flur. »Du weißt noch, wo es ist, oder? Mein Zimmer?«

»Ja. Klar.« Sie macht sich auf den Weg.

Während ich ihr Glas am Wasserhahn fülle, spule ich immer wieder ihre Worte ab. Vier Worte. »Ich brauche deine Hilfe.«



In meinem Leben ist nichts wie in einem Film noir. Ich habe keine Privatdetektei mit Namensschild an der Tür. Ich gehe nicht in nebligen Nächten auf Spurensuche oder renne allein über nasse Gehwege. Wir haben im Jahr etwa vierzig Tage Regen. Noch so eine Tragödie. Der ständige Sonnenschein verhunzt echt die Ästhetik.

Nichts in meinem Leben ist wie in einem Film noir – bis auf das hier.

Denn so läuft das immer ab: Der Detektiv sitzt in seinem Büro. Es klopft an der Tür. Ein Mädchen bittet ihn um Hilfe.

Gut, okay, es sind Frauen, keine Mädchen. Femmes fatales, um den Fachbegriff zu bemühen. Mit allem, was dazugehört, dunkler Vergangenheit, verborgenen Motiven und Rücken, die so eng sind, dass ich nicht begreife, wie sie damit überhaupt laufen können.

Allerdings ist das nur mein Zimmer, denke ich, kein Büro, als ich hineingehe. Und es ist auch nicht irgendein Mädchen, sondern Lily.

»Dein Zimmer sieht genau so aus, wie ich es in Erinnerung habe«, sagt sie und nimmt mir das Glas ab. »Fast wie früher.«

Fast sage ich, sie soll doch mal suchen, was sich verändert hat, wie in diesen Kinderrätseln »Finde den Unterschied«.

»Deins nicht?«, frage ich.

»Was?«

»Sieht dein Zimmer nicht aus wie früher?«

Sie lacht. »Wie in der sechsten Klasse? Da hatte ich noch meine Puppensammlung.«

Ich runzle die Stirn. Sie runzelt die Stirn.

»Nein«, sagt sie, leiser. »Ich ... es hat sich viel verändert. Seitdem.«

Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll, und Lily wahrscheinlich auch nicht, denn einen Moment lang herrscht Stille.

»Also«, sage ich schließlich. »Asta ist jedenfalls neu.« – Mit einem Nicken deute ich auf Astas Gehege.

Lily dreht sich um. Dann schnappt sie nach Luft, läuft hin und sinkt neben dem Gehege zu Boden. »Oh Gott. Die ist ja niedlich.«

»Das ist ein Junge.«

»Tut mir leid, das mit dem falschen Geschlecht, Asta«, sagt sie.

Er ist offenbar nicht beleidigt, sondern beschnuppert ihre Finger.

Lily blickt über die Schulter zu mir herauf. »Warum heißt er Asta?«

»Das ist ein Filmzitat.« Ich deute auf die Wand mit den DVDs; dort steht auch *Der dünne Mann*, in dem der Hund Mr Asta heißt. »Das ist so

mein Ding.«

»Kein Scheiß.« Lily mustert mit zusammengekniffenen Augen das Regal. Sie hat ihre Brille nie gern getragen, ich vermute, daran hat sich nichts geändert. »Hast du nur Filme, die in der Vergangenheit gemacht wurden?«

»Alle Filme wurden in der Vergangenheit gemacht.«

»Du weißt, was ich meine.«

Ich denke, das Leben wäre deutlich einfacher, wenn die Leute sagen würden, was sie meinen, damit ich nicht dauernd raten muss.

Da ruft Lily unvermittelt: »Oh krass!« Zuerst denke ich, sie ist überwältigt von Aastas weichem Fell (was verständlich wäre), doch dann merke ich, dass ihr Blick nicht auf ihm ruht, sondern auf der Pinnwand über meinem Schreibtisch.

Ich muss nicht fragen, welches Foto ihr aufgefallen ist. Es ist das ganz außen, mit den aufgerollten Ecken. Das, auf dem Lily und ich – oder zumindest unsere kindlichen Pendants – vor meiner Garage und dem Schild »Green-Privatdetektei« stehen, das wir aus Packpapier und Farbe gebastelt haben. Wir sind klein, wir lächeln und wir sind noch befreundet.

Lily steht auf, geht hin und zieht das Bild samt Reißzwecke heraus. »Wie alt waren wir da? Neun?«

»Zehn.« Aus diesem Winkel sehe ich beide Lilys auf einmal, die eine auf dem Foto und die andere, die in meinem Zimmer steht. Und ich sehe auch sämtliche Unterschiede. Die Haare kürzer und nicht zu Zöpfen, sondern zu einem Pferdeschwanz gebunden. Die Sommersprossen auf dem Nasenrücken verblasst. Die Gestalt größer und schlank statt dürr.

Auch ich bin natürlich größer, und meine Haare sind mittlerweile eher braun als rot, aber ... Lily sieht fast schon ein bisschen erwachsen aus. Ich habe mich kaum verändert.

»Nicht zu glauben, dass du das noch hast«, sagt sie.

»Was, das Foto?«

»Das Foto von uns.«

Das ist kein Foto von uns. Es ist ein Foto von mir und meiner Detektei. In ihren Augen beweist es, dass ich sie vermisst habe, aber ich habe sie nicht vermisst. Ich vermisse sie nicht.

Ich räuspere mich. »Du hast gesagt, du brauchst Hilfe.«

Sie legt das Foto auf den Tisch und setzt sich aufs Bett. Ich bleibe an den Türrahmen gelehnt stehen.

»Also.« Sie klingt plötzlich nervös. »Wie du vielleicht weißt, oder auch nicht, bin ich Kulturredakteurin beim *Herald*.

Ich sehe sie verständnislos an.

»Die Zeitung.«

Mein Gesicht bleibt unbewegt.

»Die Schülerzeitung. Deiner Schule.«

»Oh.« Ich nicke. »Ja. Klar.«

Sie verzieht das Gesicht. »Du scheinst sie nicht regelmäßig zu lesen.«

»Da ist immer ein Kreuzworträtsel drin, stimmt's? Ich glaube, ich habe ...«

»Wie auch immer. Ich bin für den Kulturteil zuständig.«

Kino gehört auch zur Kultur. Vielleicht haben wir doch etwas gemeinsam. »Geht es da um Filme?«

»Nein, Filme gehören zur Unterhaltung. Im Kulturressort geht es mehr um Menschen. Porträts bekannter Leute oder Vereine. Interessante Ereignisse, die es nicht in die Schlagzeilen schaffen. Du weißt schon.« Ich weiß nicht, nicke aber trotzdem.

»Und mir macht das wirklich Spaß. Ich meine, im ersten Jahr bin ich nur zur Schülerzeitung gegangen, weil es sich gut in meinem Lebenslauf macht, aber mittlerweile ist es mein Lieblingshobby – und ich habe viele Hobbys, das hat also was zu sagen. Ich würde im nächsten Jahr den Kulturteil noch einmal übernehmen, aber am allerliebsten wäre ich ...« Sie zögert, als fiele es ihr schwer, es auszusprechen. »... Chefredakteurin.«

»Oh.« Ihrem entrückten Blick entnehme ich, wie viel ihr das bedeutet. Ich kann das nicht nachvollziehen. Nichts, was an der Highschool abläuft, hat für mich irgendeine Bedeutung. »Ich hoffe, du schaffst es.«

»Ich auch, aber ...« Sie schüttelt den Kopf. »Am Anfang des Schuljahrs dachte ich, ich wäre die Favoritin. Außer mir sind nur der Kommentar-Redakteur und eine aus der Nachrichtenredaktion an dem Job interessiert und ich schreibe bei Weitem die besten Texte. Außerdem hat die derzeitige Chefredakteurin immer so getan, als hätte ich den Job schon in der Tasche. Aber seit Kurzem ...« Lily schnaubt frustriert. »Ich

weiß auch nicht. Jetzt ist sie sich anscheinend nicht mehr so sicher. Vielleicht, weil meine Beiträge keine Schlagzeilen gemacht haben. Sie kommen so gut wie nie auf die Titelseite, und das eine Mal, als es geklappt hat, war es die totale Katastrophe, obwohl das nicht mal meine Schuld war ...« Sie holt tief Luft. »Jedenfalls muss ich etwas unternehmen. Einen richtigen Knaller schreiben. Und ich glaube, diese Story könnte es sein.«

»Welche denn?«

Lily zögert einen Moment, ehe sie sagt: »Kennst du Luke Dobson?«

Ich schüttele den Kopf.

»Er ist in der zwölften Klasse, bei uns an der Schule. Na ja – er war auf der Presidio. Bis vor Kurzem.«

»Hat er die Schule geschmissen?«

»Nicht ganz«, sagt sie. »Er wurde verhaftet.«

Jetzt bin ich hellwach. In die Presidio gehen über tausend Kids, da gibt es immer welche, die von der Schule fliegen, weil sie in einen Spind gepinkelt haben oder so – aber eine Verhaftung? Das kommt eher selten vor.

»Weswegen?«, frage ich. »Drogen?«

»Vandalismus, soweit ich weiß. Er ist noch siebzehn, und solange man minderjährig ist, kommt das nicht an die Öffentlichkeit. Aber als ich davon hörte, habe ich ihn angerufen, und da hat er es mir erzählt. Ich konnte nur eine Minute mit ihm sprechen, aber das hat er jedenfalls gesagt. Dass er wegen Vandalismus angeklagt ist.« Sie zögert kurz. »Und dass er hereingelegt wurde.«

Ja logisch. Im Gefängnis sitzen ja auch nur lauter Unschuldige.

»Du kennst ihn«, sage ich, und es ist keine Frage. »Das ist nicht nur irgendein Presidio-Schüler. Er ist dein Freund.«

»Ein Freund der Familie«, erklärt sie. »Als wir noch klein waren, haben unsere Mütter mit ein paar anderen Familien eine Krabbelgruppe gegründet. Deshalb haben wir uns oft gesehen – das ist ein ziemlich kleiner Club, die Kinder von lesbischen Moms im East County. Aber in der Schule hatten wir nichts miteinander zu tun.«

»Also Freunde, aber nicht beste Freunde«, fasse ich zusammen. »Wie wir früher.«

Sie starrt die Bettdecke an. »Genau.«

»Aber du magst ihn, und deshalb ... ja, was? Willst du ihn entlasten?«

»Ich würde gern einen Artikel für den *Herald* schreiben«, erklärt sie, »so eine vertiefte Langzeitreportage über Jugendliche, die in das Justizsystem geraten, mit all den Schwächen des Jugendstrafrechts. Und natürlich wollte ich Lukes Erfahrungen in den Mittelpunkt stellen: einen, der wie wir alle aus San Miguel kommt und dessen Leben wegen eines einzigen Vergehens – es war ja kein Gewaltverbrechen – kopfsteht. Jedenfalls habe ich es unserer Chefredakteurin vorgeschlagen. Aber die hat mich abblitzen lassen. Hat die Story total abgewürgt.«

Ich hätte sie wahrscheinlich auch nicht gelesen, aber das heißt ja nicht, dass sie nichts taugt. »Warum denn?«

»Tess meinte, die Schulleitung fände einen Artikel über einen Presidio-Schüler, der in die Kriminalität abgerutscht ist, bestimmt nicht gut. Aber ich kenne sie: Wenn sie von der Story überzeugt ist, macht sie sich auch dafür stark.« Lily starrt auf ihre Hände. »Sie hat einfach nicht geglaubt, dass ich das durchziehen kann.«

»Wie hast du sie dann überzeugt?«

Lily zögert. »Gar nicht. Noch nicht.«

Den Cop, der wie ein wandelndes Pulverfass jederzeit in die Luft gehen kann, kennen wir als Filmfigur, aber von einer gemeingefährlichen jugendlichen Chefredakteurin habe ich noch nie gehört.

»Ich wollte aber nicht gleich aufgeben«, fährt Lily fort und zieht ein ramponiertes blaues Notizbuch aus dem Rucksack. »Ich dachte, vielleicht kann ich ihr zeigen, dass es um mehr geht als um einen Freund meiner Familie. Ich wollte beweisen, dass die Sache wirklich einen Artikel wert ist. Deshalb habe ich mir die Kriminalstatistiken angesehen. Und die waren ... echt schräg.«

»Wie, schräg?«

»San Miguel ist eine Stadt, in der sich nicht groß was verändert ...«

»Das ist so ziemlich das einzig Gute, das man über sie sagen kann.«

»In Sachen Kriminalität, meine ich. Da tut sich nicht viel.« Lily blättert in ihrem Notizbuch. »Die Kriminalitätsrate ist von Jahr zu Jahr stabil. Sinkt nicht sonderlich, steigt aber auch nicht stark an – bis zu diesem Jahr.«

Sie zeigt mir die aufgeschlagene Seite. Und ohne wirklich zu verstehen, was ich da tue, setze ich mich neben sie aufs Bett. Es ist ein

großes Schaubild, von Hand gezeichnet, mit Linien in allen möglichen Farben. Einige weisen steil nach oben, andere verlaufen flach.

Ich deute mit dem Finger darauf. »Da hat sich offenbar nichts geändert.«

»Und das ist das Seltsame! Gewaltverbrechen – Körperverletzung, Raub, häusliche Gewalt – sind unverändert ziemlich niedrig. Hochgegangen sind die anderen Verbrechen, die ohne Gewalt.« Sie zeigt es mir. »Einbrüche um siebzig Prozent, Vandalismus um fast hundert Prozent und mehr Autodiebstähle als in den drei Vorjahren zusammen ...«

»So viel zur ruhigen Wohngegend.«

»Ja, und den Leuten fällt das natürlich auf. Das ist ein wichtiges Thema für den Bürgermeister und die Vorstadt-Moms, die ihm Petitionen überreichen, unter dem Motto ›Rettet unsere Straßen‹.«

»Na gut, also ...« Ich zucke mit den Achseln. »Mit der Stadt geht es bergab. So was passiert eben, oder?«

»Aber nicht so plötzlich«, sagt sie kopfschüttelnd. »Nicht ohne erkennbare Gründe und nicht nur bei den minderschweren Verbrechen ohne Gewalt.«

»Für die es keine Zeugen gibt.«

»Wie?«

»Für die meisten dieser Verbrechen gibt es keine Zeugen«, erkläre ich. »Bei den Leuten wird ja nicht eingebrochen, wenn sie im Wohnzimmer sitzen und fernsehen.«

Darüber denkt Lily kurz nach. »Wir haben allerdings einen Zeugen.«

»Wir, was heißt das, *wir* ...«

»Ich konnte Luke dazu bringen, mit mir über alles zu sprechen, und wenn er glaubt, er wurde hereingelegt, muss ihn doch irgendetwas mit dieser seltsamen Entwicklung in Verbindung bringen.«

»Mir ist nicht klar, was das alles mit mir zu tun hat.«

»Zuerst habe ich probiert, die offiziellen Wege zu gehen«, sagt sie. »Ich habe die Polizeiprotokolle für die Festnahmen angefordert, aber das kann Monate dauern. Und ich habe sogar direkt bei der Polizei von San Miguel angerufen, um zu fragen, ob man da eine Erklärung hat.«

Ich hätte Lily aus Erfahrung sagen können, wie herablassend man beim SMPD auf eine solche Anfrage reagieren würde. »Das war bestimmt eine Sackgasse.«

# Inhaltsverzeichnis

Titel	1
Widmung	2
Inhalt	3
DISCLAIMER ZUM DISCLAIMER	5
Kapitel 1	6
Kapitel 2	12
Kapitel 3	23
Kapitel 4	30
Kapitel 5	30
Kapitel 6	30
Kapitel 7	30
Kapitel 8	30
Kapitel 9	30
Kapitel 10	30
Kapitel 11	30
Kapitel 12	30
Kapitel 13	30
Kapitel 14	30
Kapitel 15	30
Kapitel 16	30
Kapitel 17	30
Kapitel 18	30
Kapitel 19	30
Kapitel 20	30
Kapitel 21	30
Kapitel 22	30
Kapitel 23	30

Kapitel 24	30
Kapitel 25	30
Kapitel 26	30
Kapitel 27	30
Kapitel 28	30
Kapitel 29	30
Danksagung	30
Impressum	30
Geht los: Kapitel 1	30